

Präferenzforschung

Vom reinen Gefallen zum differenzierten Urteil

Eigentlich finde ich das blöd, aber heute ist es interessant ...« – so klingen die Satzketten zweier Schülerinnen in der Pause eines Konzertes, die unfreiwillig vom Musikdramaturgen des Gießener Stadttheaters aufgeschnappt wurden. Das sei eigentlich mehr oder weniger sein einziges Feedback auf seine Arbeit, bedauert Christian Steinbock, der die Kinderkonzerte moderiert. Allerdings gebe auch das unmittelbare Erleben der Atmosphäre während der Aufführungen Aufschluß über die Empfindungen und das Interesse der Schüler. »Wenn die Kinder und Jugendlichen dann in den Theaterferien solange an der offen stehenden Tür vorbeischleichen bis man sie hereinbittet, und sie dann fragen, wann denn endlich wieder etwas los ist«, so Abdul M. Kunze, Leiter des Kinder- und Jugendtheaters, »dann hat man schon etwas erreicht«.

In diesen Projekten werden neue Erfahrungsräume erschlossen, die Schüler mit einer anderen als der Alltagssprache bekanntgemacht, Hörräume werden erobert, Rollen vorgestellt und nacherlebt: Ein Hineinführen in noch unbekannte Musikkultur nach dem Muster, indem man »Wohlgefallen erlebbar macht und auf den Wunsch der Kinder hofft, daß die das noch einmal haben wollen.« So die Meinung des engagierten Regisseurs auf die Frage nach der Nachhaltigkeit des Kinder- und Jugendprogramms. Musikpädagogisch initiierte Konzerte für Kinder und hier speziell solche, die zwischen neuer Musik und Kindern vermitteln möchten, findet man heute an vielen Theatern, Konzerthäusern, Rundfunkanstalten und Hochschulen. Immer trifft man auf idealistische, engagierte Moderatoren, die die Verbindungen zu Lehrern aufnehmen, eigene pädagogische Konzepte entwickeln und selbst aktiv werden. Fast immer gehen die Schüler begeistert mit. Doch inwieweit dies nachhaltig wirkt, die Frage »Was bleibt?« kann kaum mit empirischen Daten belegt werden.

II

Die Wirkungen kultureller Veranstaltungen zu belegen ist deshalb so schwierig, weil es sich um Effekte handeln kann, die entweder erst sehr viel später im Leben zum Tragen kommen oder aber gar nicht auf eine bestimmte

Ursache zurückgeführt werden können. Hier handelt es sich allerdings um ein Problem, das für die pädagogische Forschung generell gilt. Vieles von dem, was wir in der Schule gelernt haben, haben wir vergessen, so behaupten wir jedenfalls, bis jemand kommt und uns die entscheidenden Stichworte liefert, wir lange überlegen und unsere Meinung revidieren müssen. Dies scheint in erster Linie auf Wissensbereiche zuzutreffen. Aber wer hat nicht schon eine Melodie gehört und sich dann erinnert, daß es sich um genau die handelt, die man schon mal vernommen hat, allerdings in einem ganz anderen emotionalen Zusammenhang und Zustand? Diese Effekte in Form von Evaluationsstudien empirisch zu messen und zu prüfen ist aus den oben genannten Gründen in pädagogischen und kulturellen Bereichen sehr schwierig. Und doch wären gerade hier Untersuchungen für die Planung von Education-Programmen wichtig und zudem hilfreich für Argumente bei ihrer kulturpolitischen Durchsetzung und vor allem längerfristigen Verankerung.

Die meisten Kinderkonzerte stellen für die Schüler ein spannendes und interessantes Erlebnis dar. Zunächst sind sie einmal nicht in der Schule und sollen auch nicht in erster Linie lernen, sondern Musik erleben und neue Erfahrungen machen. Daß dies in den meisten Fällen gelingt, kann wahrscheinlich jeder bestätigen, der schon einmal eine solche Veranstaltung besucht hat. Aber welches Interesse steht hinter der längerfristigen Orientierung an den Musikgenres, die in diesen Konzerten im Mittelpunkt stehen? Versprechen sich Veranstalter und andere Kulturinteressierte nicht auch, daß auf diese Weise das Konzertpublikum der Zukunft an die Musik herangeführt wird, die bestimmte Vorstellungen von Kultur, dem sogenannten Hochkulturschema entspricht?¹

Führen Kinderkonzerte zu Veränderungen bei der Auswahl von Musik, zu anderen Hörgewohnheiten oder gar dazu, ein Instrument zu spielen? Beeinflussen die Education-Programme den Musikgeschmack und die Präferenzen der Kinder? Und wenn ja, wie geschieht das? Besteht überhaupt die Möglichkeit solche Vorlieben zu verändern und zu beeinflussen? Ist es sinnvoll, Präferenzen zu verändern? Welche werden dann angestrebt? Kann man so etwas eigentlich wollen? Könnte es nicht einfach jedem selber überlassen bleiben, was er bevorzugt?

Diese Fragen sind insofern brisanter als sie auf den ersten Blick scheinen, als ob Musikpräferenzen per definitionem Ergebnisse von wie auch immer begründeten Entscheidungen sind und in der sozialpsychologischen Forschung als Ausdruck relativ überdauernder

1 Gerhard Schulze, *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt am Main 1993.

Einstellungen angesehen werden, die durch Erfahrung erworben werden. Abgeleitet vom Lateinischen *praeferre* = vorziehen, umfaßt der Begriff alles das, was eine Person im Bereich der Musik bevorzugt. Somit ist alles potentiell präferenzfähig: Stimmlagen, Melodien, Instrumente, Musikrichtungen, einzelne Stücke oder auch Interpreten. Im Unterschied dazu impliziert der häufig synonym verwendete Begriff des Musikgeschmacks mögliche Wertungen in guten und schlechten, besseren und schlechteren Geschmack. Mit der Konstanz und Variabilität von Musikpräferenzen beschäftigt sich die Musikpräferenzforschung. Ihre Aufgabe ist es herauszufinden, wie sich Präferenzen im Lebenslauf beschreiben lassen, welche Strukturen und Dimensionen sie aufweisen, welche subjektiven Bedeutungen die jeweiligen Musikpräferenzen auszeichnen und darüber hinaus Theorien zu entwickeln, mit deren Hilfe Unterschiede zwischen den Präferenzen und deren Bedeutung erklärt werden können. Kontext dieses Forschungszweiges war bislang vor allem die schulische Musikerziehung. Im Zusammenhang mit den Kinder-Konzert-Programmen kommt der Musikpräferenzforschung nun eine besondere Bedeutung zu. Sie vermag Einblicke zu geben in den Prozeß der Entscheidungs- und Urteilsbildung und steckt somit die Felder möglicher Veränderungen und Einflußnahme ab.

III

Die Kinder kommen in einer, entwicklungspsychologisch gesehen, sensiblen Phase mit bestimmten musikalischen Erfahrungen in die Konzerte und gehen mit neu dazugewonnenen Erlebnissen hinaus. Was hier im einzelnen geschieht, läßt sich kaum in toto beschreiben. Viele Studien belegen zunächst einmal, daß Musikpräferenzen abhängig sind von Alter, Geschlecht und sozialem Status respektive Schichtzugehörigkeit der Eltern. Dabei setzt sich die Altersvariable zusammen aus dem biologischen Alter und den Erfahrungen, die jemand bis zu diesem Zeitpunkt gemacht hat. Spricht man von Kindern im Grundschulalter, kann man davon ausgehen, daß sie musikalisch bereits über ein breites Erfahrungsspektrum verfügen. Auf Imitationslernen in den ersten Lebensjahren angewiesen, orientieren sich die Präferenzen an dem, was die Eltern hören wie zum Beispiel Marschmusik, Volksmusik, klassische Musik. Gleichzeitig erlernen sie Kinderlieder, die sie selber singen können. Auch hier gibt es Präferenzen, deren Entwicklung durch den handelnden Umgang mit Musik (wie selbst singen, Bewegungsspiele,

Wahrnehmung des angenehmen Körpergefühls) und die soziale Situation (gemeinsames Singen, Modellernen) geprägt wird. Bis zum Grundschulalter hat die musikalische Entwicklung ein Stadium erreicht, in dem über Klangfarbendifferenzierung verfügt wird. Auch kann auf rhythmische Fähigkeiten und ein Melodiegedächtnis, das schon mehr als nur eine Orientierung an Konturen erlaubt, zurückgegriffen werden. Allein die Fähigkeiten, sich in der traditionellen Vorstellung harmonischer Zusammenhänge zu bewegen, sind noch nicht endgültig gefestigt.² Mit zunehmendem Alter wächst der Einfluß der Musik der Jugendkultur, während gleichzeitig die Übernahme der durch die Eltern geprägten Präferenzen abnimmt.

Die Offenheit der Kinder gegenüber verschiedenartiger, neuer und unbekannter Musik wird in der Literatur immer wieder belegt. Bedeutet das aber, daß die Kinder, wie es von manchen Vertretern der ästhetischen Bildung in Bezug auf die bildende Kunst verbreitet wird, wahllos alles akzeptieren, was klingt? Sicher nicht. Auch das Urteil der Kinder führt über den Weg des ersten Eindrucks und des spontanen Urteils. Da die Musikwahrnehmung immer zugleich unwillkürlich eine emotional zu interpretierende Erfahrung darstellt, sind auch Kinder im Grundschulalter sofort in der Lage, Präferenzen zu bilden beziehungsweise bilden diese sofort. Wie gut das musikalische Gedächtnis bereits geschult ist, machen die Ergebnisse einer Studie deutlich, bei der die Kinder gebeten wurden, Musik aus Fernsehwerbespots den entsprechenden Produkten zuzuordnen. Die Aufgaben wurden relativ sicher gelöst. Selbst bei so abstrakten Produkten wie Versicherungen fiel die Wahl nicht schwer.³ Die musikalische Weltanschauung der Kinder wird demnach geprägt durch einen auf Konsum hin ausgerichteten Markt musikalischer Möglichkeiten, denen die Kinder durch ihre entwicklungsbedingte Offenheit ausgeliefert sind, wenn nicht ein entsprechend anders und vorzüglich gestaltetes Gegenangebot gemacht wird. Im Unterschied zu Erwachsenen fällen Kinder natürlich noch keine Sachurteile. Sie können ihre musikalischen Erlebnisse verbal, gestisch oder auch musikalisch spiegeln, sie aber noch kaum reflektieren. Ihre Domäne ist das Präferenzurteil: »Dies gefällt mir besser als das« Also bietet der Markt ständig Neues, das dem bereits Bekannten allerdings so ähnlich ist, daß es als Vergleichsmodell dienen kann, um die Spirale der Präferenzen weiter zu drehen.

2 Heiner Gembris, *Grundlagen musikalischer Begabung und Entwicklung*, Augsburg 1998.

3 Erich Beckers & Renate Bekkers, *Walkman, Fernsehen, Lieblingmusik. Merkmale musikalischer Frühsozialisation*, in: M. L. Schulten (Hrsgn.), *Musikvermittlung als Beruf* (Musikpädagogische Forschung Bd. 14), Essen 1993, S.11-23.

IV

Um die an der Präferenzbildung und Präferenzveränderung beteiligten Variablen in einen Zusammenhang zu bringen, entwickelte der Musikwissenschaftler Klaus-Ernst Behne einen Konzept-Ansatz. »Individuen sammeln Erfahrungen mit Musik, die sich als Erlebnismuster, Konzepte (»Operette ist ...«) sowie Theorien über die erfahrenen Wirkungen von Musik nach und nach entwickeln. Dabei gibt es die Tendenz, die verschiedenen Elemente der individuellen ›musikalischen Weltanschauung‹ aufeinander abzustimmen. Motor der Entwicklung sind neuartige Erfahrungen sowie ›Dissonanzen‹ in den verfügbaren Er-

5 Ders., *Hörertypologien. Zur Psychologie des jugendlichen Musikgeschmacks*, Regensburg 1986.

Geschmack	Präferenz	Werturteil
eigene Identität ausbilden Individualität in Bezug zur Gesellschaft	spontanes Gefallensurteil Objektivierung von Erfahrung	Ich-Urteil: persönliches Gefallen Man-Urteil: soziale Geltung Sach-Urteil: handwerkliche Anerkennung
gefällt mir – gefällt mir nicht	gefällt mir besser als	ich finde – das sollte man – das ist

4 Klaus-Ernst Behne, *Musikpräferenzen und Musikgeschmack*, in: H. Bruhn, R. Oerter, H. Rösing (Hrsg.), *Musikpsychologie. Ein Handbuch*, Hamburg, 1993, S.229-353.

fahrungs- und Wissensbeständen.«⁴ Behne geht von einem sogenannten homöostatischen Modell aus. Demnach neigt die Person immer dazu, im Gleichgewicht der eigenen Meinungen und Weltbilder zu bleiben oder dieses nach einer Verunsicherung wieder zu erreichen. Diese Homöostase wird als angenehm erlebt und wird deshalb immer wieder angestrebt, indem unter anderem die Dissonanzen reduziert werden. Zu Dissonanzen im musikalischen Weltbild kann es kommen, wenn beispielsweise ein Mädchen Klaviermusik nicht mag, dann aber bei ihrem Freund abends Chopins Klavierwerke kennenlernt. Dieser Widerspruch zu ihren musikalischen Präferenzen wird unter anderem durch die Bereitschaft aufgelöst, Klaviermusik jetzt schöner zu finden als vorher, weil dies besser in das Bild des geliebten Freundes paßt. Zur Reduktion kognitiver Dissonanzen eignet sich vor allem die Suche nach Bestätigung für die eigene neue Entscheidung oder aber die Aufwertung des Gewählten bei gleichzeitiger Abwertung des nicht Gewählten. Ein weiteres Beispiel ist das nachträgliche »Schönreden« eines Urlaubs, der vielleicht doch nicht so war, wie man ihn sich vorher vorgestellt hat.

Wie in einem Regelkreis wirken diese Konzepte in der Weise, daß das vorhandene Konzept die Wahrnehmung und die weitere Musikwahl bestimmt, die wiederum auf das Konzept modifizierend oder bestätigend wirken.

V

Betrachtet man nochmals den Satz des Anfangs: »Eigentlich finde ich das blöd, aber heute ist es interessant ...« läßt sich leicht das negative Konzept (Ablehnung) erkennen, aber auch dessen mögliche Veränderung. Hier ist eine Einstellungsänderung indiziert.

Eingangs hatte ich gefragt, ob es überhaupt wünschenswert sei, Präferenzen ändern zu wollen und in welche Richtung dies denn eigentlich geschehen sollte. Dazu könnte der kleine Überblick über verschiedene Urteile, in den das Modell des musikalischen Werturteils von Behne⁵ übernommen wurde, eine Hilfe sein:

Deutlich wird hier, daß alle Urteile ihre Berechtigung haben und nicht ganz unabhängig voneinander sind. Alle Urteile implizieren das spontane Gefallensurteil. Eine Änderung von Präferenzen muß demnach nicht gleichbedeutend sein mit einer Veränderung dessen, was inhaltlich genannt wird, sondern kann vor allem in der Änderung des Urteilsvermögens liegen. »Gefällt mir besser als... « ist einfach nicht die einzige Möglichkeit, sich über Musik zu äußern. Eine Differenzierung der Urteile zieht möglicherweise den Wunsch nach einem differenzierten Angebot nach sich. Damit wäre viel erreicht.

Gerade die Begegnung mit neuer Musik kommt den Kindern im Grundschulalter entgegen, da sie nicht in dem Maße wie Erwachsene auf vorhandene Strukturen des bereits durch Erfahrung Gelernten zurückgreifen. In dieser Zeit werden vielmehr ständig neue Strukturen angelegt, wobei es auch darauf ankommt, eine möglichst große Vielfalt von Musik und Zugängen zur Musik nicht nur kennenzulernen, sondern sich anzueignen, um dann selbständig und unabhängig für die eigene Sozialisation und Individuation förderliche Entscheidungen treffen zu können. Darin sehe ich einen der Auswege aus der postmodernen Beliebigkeit in Sachen »... gefällt mir besser als ... «. ■